

An Gott glauben – auch in Zeiten der Krise?

„Wenn alles stille steht ...“

Es sind – gelinde gesagt – verrückte Zeiten. Zunächst eher verhalten, dann aber umso nachhaltiger hat es das Corona-Virus geschafft, die aktuellen gesellschaftlichen Debatten zu dominieren. Und: Im Unterschied zu den verschiedensten gesellschaftlichen Krisen der – ja – letzten Jahrhunderte, hat es dieses Virus geschafft, auch die Kirchen „stillzustellen“. Selbst in den beiden großen Weltkriegen des vergangenen Jahrhunderts hat es das nicht gegeben: Dass keine „öffentlichen Gottesdienste“ gefeiert werden können!

Es hat mich nicht allzu sehr überrascht, dass eine Frage schnell gestellt wurde, und das insbesondere in eher – völlig wertfrei formuliert – konservativen kirchlichen Kreisen: „Was möchte Gott uns mit dieser Krise sagen?“ Unmittelbar hat man die passende Antwort gefunden: Was früher die Pest war, das ist heute Corona! Keine Frage: Immer schneller, immer weiter, immer höher – das kann doch nicht gut gehen und – endlich – Gott haut dazwischen. Er schickt ein Zeichen, um diesem Treiben Einhalt zu gebieten! Einige Priester behaupten sogar: „Nach der sexuellen Revolution kam Anfang der achtziger Jahre das HI Virus. Wir wurden gezwungen, unser sexuelles Verhalten zu überdenken.“ Jetzt also Corona – in Zeiten des Massentourismus, um die Menschen wieder zum Beten und Glauben zu bringen.

Aber – Hand aufs Herz: *Möchten* Sie an einen solchen Gott *glauben*? Ich formuliere und frage noch schärfer: *Dürften* Sie an einen solchen Gott überhaupt glauben? An einen Gott, der die Menschen damals mit der Pest gestraft hat und den Menschen heute Viren an den bzw. präziser in den Hals schickt, um sie dazu zu bewegen, sich wieder auf ihn zu konzentrieren? Ich bin entschieden: An einen solchen Gott möchte ich nicht glauben. Mit dem berühmten Autor Fjodor Dostojewski möchte ich sagen: Sollte dies der Preis dafür sein, in den Himmel eintreten zu können, ich würde mein Ticket zurückgeben. Der Preis dafür ist viel zu hoch: Menschen leiden unter den Einschränkungen, viele verlieren sogar ihr Leben. Was für ein Gott, der das in Kauf nehmen würde. Die Freundschaft zu sich würde er erpressen. Das funktioniert schon unter Menschen nicht und noch weniger im Glauben an Gott.

Albert Camus: „Die Pest“ – neu gelesen

Der französische Schriftsteller und Philosoph Albert Camus (1913-1960) hat eine ähnliche Situation in seinem Roman „Die Pest“ beschrieben: Eine Kleinstadt wird von der Seuche heimgesucht, immer mehr Menschen sterben. Verzweifelt nimmt man den Kampf gegen die Pest auf. Der übersteigt jedoch schnell die Kräfte der Menschen. Man zweifelt. Die ewige Frage nach dem Warum? bohrt sich in die Köpfe. Der Jesuitenpater Paneloux versucht es zunächst noch mit den alten Antworten der Theologie: Gott will die Menschen zur Umkehr bewegen, dem Sittenverfall Einhalt gebieten. Die Pest als Strafe Gottes, eine pädagogische Maßnahme. Irgendwo zwischen Strafe und erzieherischer Maßnahme muss der Sinn liegen. Doch selbst der Pater muss einsehen: Diese Antworten tragen nicht; sie sind zynisch.

Ein heftiger Streit zwischen dem Pater und dem Arzt Rieux bahnt sich an: Rieux beugt sich nicht einfach brav vor Gott. Denn es ist nicht sein eigenes Leiden, das ihn an Gott zweifeln lässt, sondern das Leiden eines Kindes. Man hatte ein Serum an einem Kind ausprobiert, in der Hoffnung, es dadurch retten zu können. Aber anstatt es von der Krankheit zu befreien, hatte sich sein Todeskampf nur verlängert.

Auch verzweifelt Beten hatte nicht geholfen, wieder einmal nicht: „Paneloux schaute diesen von der Krankheit beschmutzten, vom Schrei aller Zeiten erfüllten Kindermund an. Und er ließ sich auf die Knie gleiten, und alle fanden es natürlich, als sie ihn mit etwas erstickter, aber trotz der namenlosen, unaufhörlichen Klage deutlicher Stimme sagen hörten: ‚Mein Gott, rette dieses Kind‘. Aber das Kind schrie weiter, und ringsum wurden die anderen Kranken unruhig ... Eine Flut von Schluchzen überschwemmte den Saal und übertönte Paneloux‘ Gebet, und Rieux, der sich an der Bettstange festhielt, schloss die Augen: Ihm war übel vor Müdigkeit und Ekel ... ‚Ich muss fort‘, sagte Rieux. ‚Ich kann es nicht mehr ertragen.‘ Aber plötzlich verstummten die übrigen Kranken. Da merkte der Arzt, dass der Schrei des Kindes schwächer geworden war, dass er immer weiter abnahm und nun aufhörte. Ringsum fing das Klagen wieder an, aber gedämpft und wie ein fernes Echo auf den Kampf, der vollendet war.“

Rieux ist am Ende seiner psychischen Kräfte. Er weiß, dass es Verrat wäre, zu gehen. Die Situation nicht mehr aushalten zu können, empfindet er als Schuld. Und Gott? Helfend eingegriffen hat er nicht. Und die Theologen-Strategie, doch noch eine Schuld ausfindig zu machen, welche Gott entlastet, greift nicht mehr. „Ah! Der wenigstens war unschuldig, das wissen Sie wohl!“, besteht Rieux angesichts des toten Jungen gegenüber dem Pater. Der Arzt legt den Finger in die Wunde. Rieux lässt sich nicht beschwichtigen. Er besteht darauf, dass es unschuldiges Leiden gibt, das Leiden von Kindern. Er empfindet nur noch Empörung angesichts des Tobens der Pest.

Und Paneloux? Murrend greift er zu dem theologischen Argument: „Ich verstehe ... Es ist empörend, weil es unser Maß übersteigt. Aber vielleicht sollen wir lieben, was wir nicht begreifen können.“ Die Antwort fällt entsprechend aus: „Rieux richtete sich mit einem Schlag auf. Mit der ganzen Kraft und Leidenschaft, deren er fähig war, schaute er Paneloux an und schüttelte den Kopf. ‚Nein, Pater‘, sagte er. ‚Ich habe eine andere Vorstellung von der Liebe. Und ich werde mich bis in den Tod hinein weigern, die Schöpfung zu lieben, in der Kinder gemartert werden.““

Gott lieben – und ihn verstehen wollen

Das Argument ist bestechend: Freundschaft setzt Verstehbarkeit voraus. Zumindest eine relative Verstehbarkeit muss gegeben sein, damit Vertrauen wachsen und eine Freundschaft auch tragen kann. Was freilich zwischen Menschen gilt, muss ebenso in der Beziehung zwischen Gott und dem Menschen gelten. Rieux verzweifelt, weil er nicht mehr versteht. Angesichts der Qual von unschuldigen Kindern ist für ihn die Grenze erreicht. Er hat eine andere Vorstellung von der Liebe. Gott schweigt, und der Mensch bleibt fassungslos allein zurück.

Wie aber – die Frage steht ja jetzt doch irgendwie im Raum – ist denn dann mit dieser Corona-Krise als Christ umzugehen? Sie einfach zu ignorieren kann ja auch nicht die Lösung sein. Der erst kürzlich verstorbene Theologe Johann Baptist Metz hat den biblischen Glauben als eine „Mystik der offenen Augen“ bezeichnet. Eine Mystik, ein Glaube, die Gott als Gott will, als den Schöpfer dieser Welt. Denn nur wenn er diese Welt so gewollt hat, wie sie denn ist, kann er auch wirklich retten!

An Gott glauben ... und Freiheit wagen ...

Das aber bedeutet: Philosophisch kann ich die Möglichkeit, dass es Gott gibt, nicht ausschließen. Aber wenn ich diesen Gott setze, ihn im Glauben als existierend bekenne und im Gebet

anspreche, dann bleibt doch die Frage: Wie kann ich ihn lieben angesichts der Tatsache, dass es so viel Schreckliches in der Welt gibt? Auf den Menschen zurückführen kann ich es nicht! Denn von Anfang an gab es die Evolution. Kommen und Gehen, die Grausamkeiten der Natur, all das hat es schon immer gegeben. Wenn Gott aber dennoch diese Welt *wollte*, um in ihr einen freien Menschen zu finden, dem er sich zeigen – Theologen sprechen von „offenbaren“ – wollte, um sich an ihm zu erfreuen und Freundschaft mit ihm einzugehen, dann musste ihm von Anfang an bewusst sein: Der Mensch kann diese Freundschaft auch ausschlagen! Und doch glaube ich an diesen Gott. Mich überzeugt und fasziniert bis heute eine Antwort, die der evangelische Pastor Dietrich Bonhoeffer während der Wirren des Zweiten Weltkrieges niedergeschrieben hat. Unzählige Menschen wurden ermordet, das jüdische Volk sollte ausgerottet werden – und er, der überzeugte Christ schreibt: „Es gibt nicht zwei Wirklichkeiten, sondern *nur eine Wirklichkeit*, und das ist die in Christus offenbargewordene Gotteswirklichkeit in der Weltwirklichkeit ... Die Wirklichkeit Christi faßt die Wirklichkeit in sich.“ Anders gesagt: Es gibt nur diese eine Welt! Gott als Schöpfer des Himmels zu glauben, bedeutet auch, ihn als Schöpfer aller Verderbnis, als Ermöglichungsgrund einer abgründigen Gewaltgeschichte zu glauben. Aber Gott ist und bleibt auch der, der die Möglichkeit von Freiheit eröffnet hat. Darf man wollen, dass kein freies Menschsein wäre? Immerhin ist die Welt so eingerichtet, dass der Mensch in ihr lieben kann, Freundschaften einzugehen in der Lage ist.

Leben – als ob es Gott nicht gäbe!

Wenige Jahre später hat Dietrich Bonhoeffer den Gedanken noch weiter entfaltet. Nach dem Scheitern des Attentates vom 20. Juli sah er sich dem Tod unmittelbar ausgesetzt. In dieser Zeit schreibt er nicht nur das Gedicht „Von guten Mächten wunderbar geborgen“. Er schreibt auch: „Und wir können nicht redlich sein, ohne zu erkennen, dass wir in der Welt leben müssen - 'etsi deus non daretur' (als ob es Gott nicht gäbe T.S.). Und eben dies erkennen wir vor Gott. Gott selbst zwingt uns zu dieser Erkenntnis. So führt uns unser Mündigwerden zu einer wahrhaftigeren Erkenntnis unsrer Lage vor Gott. Gott gibt uns zu wissen, dass wir leben müssen als solche, die mit dem Leben ohne Gott fertig werden. Der Gott, der mit uns ist, ist der Gott, der uns verlässt (Mk 15,34).“

Leben, als ob es Gott nicht gäbe, das aber vor Gott! Bonhoeffer bezieht sich auf den Kronzeugen des christlichen Glaubens: Auf Jesus von Nazareth selbst. Ihm geht es nicht darum, Gewalt und Leiden zu rechtfertigen. Vielmehr erkennt er an der Gestalt Jesu den Gott, der sich selbst der Welt unterwirft, selbst als der Sohn ganz Mensch wird: So teilt er die Freude des Menschen, er mischt sich ein in Ausgrenzung und Unbarmherzigkeit und stirbt dafür den damals schändlichsten Tod, den es gab. Dieser Jesus schreit zu seinem Gott, und es ereilt ihn das Schicksal, das auch unzählige andere Menschen in ihrer Not getroffen hat: Gott schweigt. Auch Jesus muss ohne Gott, jedenfalls ohne einen, der den Mächtigen in den Arm fällt und ihn aus seiner Not errettet, fertig werden. Ohne Gott vor Gott – genau das ist die Situation für die, die zu glauben vermögen. Bonhoeffers Beschreibung der Gottverlassenheit ist positiv bestimmt. Damit Menschen sein können, die Welt weltlich sein kann, damit Freiheit und Autonomie sein können, zieht sich Gott aus der Welt zurück, überlässt sie ihren Eigenlogiken. Gleichzeitig wird diese Gottverlassenheit bei Bonhoeffer eingebettet in den Glauben an den Gott, der den Tod nicht das letzte Wort sein lässt und der für Gerechtigkeit sorgen wird.

Wie funktioniert „Glaube“?

Sie werden jetzt fragen: Wie soll denn dann Glaube „funktionieren“? Warum können dann einige Menschen voller Inbrunst zu Gott beten, andere hingegen nicht? Meine These ist entschieden: Wenn Gott tatsächlich die Freundschaft des Menschen sucht, so wie es in der Bibel beschrieben wird, dann brauchte er diese Geschichte, die von unendlich vielen Zufällen bestimmt ist! Glaube ist ein Akt der Freiheit und Freundschaft ohne Freiheit nicht denkbar! Und deswegen spielt das Leben sein eigenes Spiel: Es ist geprägt von so viel Unvorhergesehenem, von so vielen Zufällen, die einem Menschen den Boden unter den Füßen immer wieder schwanken lassen werden. Aber dann ist es auch alles andere als selbstverständlich, glauben zu können! Und schärfer noch: Es gibt sicherlich Situationen, die den Glauben zerstören können.

Die Gedanken neigen sich dem Ende entgegen. Wenn sie stimmen, dann möchte ich behaupten: Gott ist tatsächlich, so wie es die Bibel behauptet, Liebe! Aber eine Liebe, die unendliche Zumutungen für den Menschen bereithält. Aber es ist eben auch eine Liebe, die sich in einer Weise in der Welt gezeigt hat, die wunderbarer nicht sein kann: Gott selbst wird Mensch und beendet so endgültig die Frage, wer die Wirklichkeit eigentlich trägt. Im Alten Testament heißt es: „Ich bin, der ich für euch da sein werde.“ (Ex 3,14).

Eines aber dürfte jetzt auch klar sein: Billig ist dieser Glaube keineswegs! Er mutet dem Menschen unendlich viel zu – vielleicht auch eine Krise wie die gegenwärtige!

Und zugleich fordert dieser Glaube dazu auf, dass Menschen sich in den Lauf der Welt einbringen. Dort Hilfe leisten und sich engagieren, wo es nötig ist. Auch dies hat Jesus von Nazareth selbst vorgelebt und den Menschen mit auf den Weg gegeben.

Es geht also weder darum, irgendeinen „Sinn“ in die gegenwärtige Krise hineinzuzinterpretieren. Im Gegenteil: Jedes Leiden, jeder Schrei ist einer zu viel. Aber es ist ein Glaube an einen Gott im Spiel, der jeden Menschen darum bittet, genau diese Welt zu lieben – weil Gott sie um die Freiheit der Menschen riskiert hat und deswegen selbst Mensch geworden ist.

In diesen Tagen gehen wir auf Ostern zu. Hier wird die ganze Größe dieses Glaubens fassbar und sichtbar. Es ist ein Glaube der alles auf eine Karte setzt – und der deswegen nicht über die Freiheit des Menschen hinweggeht. Wohl dem, der alles auf diese Karte zu setzen vermag!

Tobias Schulte

18.03.2020